

Ein ethnografischer Blick auf Selbst- und Fremddokumentationen politischer Ereignisse als empirische Materialien

Vor dem Hintergrund einer Gegenüberstellung von Selbst- und Fremddokumentationen argumentiert der Beitrag aus einer ethnografischen Sicht dafür, die eigene Forschung nicht auf eine bestimmte Art von empirischen Materialien zu beschränken, und zeigt, wie die Widersprüchlichkeiten zwischen den Materialien produktiv genutzt werden können. So kann eine kritische Distanz gegenüber empirischen Materialien an sich erreicht werden, während eine Rekonstruktion der besonderen Herstellungslogiken der einzelnen Materialien einen zusätzlichen Zugang zu den untersuchten Phänomenen bietet. Dabei wird insbesondere deutlich, dass die Selbstdokumentationen öffentlicher Akteure zwar einen herausragenden gesellschaftlichen Stellenwert haben und rechtlich verbindlich sind, dass aber Ausführlichkeit und Präzision nicht unbedingt zu ihren Stärken gehören.

1. Einleitung

Politikwissenschaft lässt sich im Prinzip problemlos als klassische Lehnstuhlwissenschaft betreiben. Durch die zunehmende Verfügbarkeit von digitalen empirischen Materialien, die man sich bequem am eigenen Bildschirm anzeigen lassen kann, haben sich die Gründe dafür, das eigene Büro zu Forschungszwecken zu verlassen, sogar noch weiter reduziert. Dass gerade aus politikwissenschaftlicher Sicht ein Überfluss an empirischen Materialien zu existieren scheint, liegt unter anderem daran, dass öffentliche Akteure¹ in besonderem Maße dazu angehalten sind, ihre Aktivitäten selbst zu dokumentieren. Das gilt gerade auch für die Selbstdokumentation politischer Ereignisse durch daran beteiligte Akteure. Dadurch wird es beispielsweise möglich, Gesetzgebungsverfahren vom eigenen Schreibtisch aus innerhalb kürzester Zeit anhand von parlamentarischen Dokumenten zu rekonstruieren. Analog dazu kann man die Aktivitäten internationaler Organisationen anhand von offiziellen Dokumenten nachvollziehen. Neben der klassischen Selbstdokumentation in der Form von (Text-)Dokumenten findet zunehmend auch eine Selbstvermessung durch quantitative Daten statt, die dann ebenfalls von Forschenden verwendet werden können.²

1 »Akteure« umfasst kollektive Akteure sowie Personen aller Geschlechter.

2 Vgl. den Beitrag von Schlichte (2018 in diesem Forum) zu quantitativen Daten allgemein und den Beitrag von Knecht/Debre (2018 in diesem Forum) zu online verfügbaren quantitativen Daten.

Die erfreuliche Proliferation von empirischen Materialien täuscht allerdings leicht darüber hinweg, dass die einzelnen Materialien unter spezifischen Prämissen erstellt werden und dementsprechend Eigenheiten aufweisen können, die sie aus der Sicht eines konkreten Forschungsanliegens zu unergiebigem oder sogar zu irreführenden Materialien machen. Während man bei einer Beschränkung auf bestimmte Formen von empirischen Materialien leicht vergessen kann, durch welche Merkmale sie sich auszeichnen, springen einem die jeweiligen Besonderheiten geradezu ins Auge, wenn man im Verlauf des Forschungsprozesses auf unterschiedliche Formen von empirischen Materialien zurückgreift. Dies gilt bereits dann, wenn man unterschiedliche Selbstdokumentationen miteinander vergleicht. Aber es wird besonders auffallend, wenn die Forschenden Fremddokumentationen erstellen, in deren Rahmen sie von Anfang an ihr eigenes Forschungsanliegen berücksichtigen können und gleichzeitig die Herausforderungen der Materialgenerierung (oder Datenerhebung) am eigenen Leib erfahren.

Im nachfolgenden Forumsbeitrag werde ich genauer auf die Beobachtung eingehen, dass jedes empirische Material seiner eigenen Herstellungslogik folgt und seine eigene Geschichte »der Realität« erzählt. Dabei steht nicht die Frage im Vordergrund, welches Material am besten an »die Realität« herankommt, und es geht auch nicht darum, eine Art der Materialgenerierung als die beste zu positionieren. Vielmehr werden die Widersprüchlichkeiten zwischen den Materialien nicht nur als problematisch, sondern als ein produktiver Aspekt des Forschungsprozesses gesehen, der es zum einen ermöglicht, eine kritische Distanz zu den empirischen Materialien zu erreichen, und zum anderen dazu anleitet, die Herstellungslogiken der unterschiedlichen Materialien zu rekonstruieren, um einen zusätzlichen Zugang zu den untersuchten Phänomenen zu gewinnen. Der Forumsbeitrag stützt sich vornehmlich auf ethnografische Literatur sowie auf meine eigenen Erfahrungen mit ethnografischer Forschung und Lehre. Die Darstellung basiert auf der Annahme, dass sich (politische) Ethnografie innerhalb der Politikwissenschaft zwar schon länger einer zunehmenden Beliebtheit erfreut, dass sie aber weiterhin eine Nebenrolle spielt und dass ihr zukünftiger Stellenwert unklar ist (Schwartz-Shea/Majic 2017; Curry 2017; Schatz 2017).³ Darüber hinaus gehe ich davon aus, dass es unterschiedliche Verständnisse von Ethnografie gibt und eine kurze Charakterisierung angebracht ist.

2. Ethnografisches Forschen

Nach meinem Verständnis bedeutet ethnografisches Forschen (vgl. Emerson et al. 2011; Gobo 2008; Lindner 1981; Schatz 2009) insbesondere, dass man versucht, sich selbst in Situationen zu bringen, in denen man den eigenen Körper bzw. die eigenen Sinne als Erhebungsinstrument einsetzen kann, statt sich in erster Linie auf

3 Die zitierten Beiträge beziehen sich zwar in erster Linie auf Entwicklungen in Nordamerika, aber der Grundtenor scheint mir auf den deutschsprachigen Raum übertragbar zu sein.

Materialien zu stützen, die andere (über sich selbst) erstellt haben. Dieses Anliegen wird häufig mit dem Begriff der teilnehmenden Beobachtung beschrieben, der insofern sehr hilfreich ist, dass er bereits das inhärente Spannungsverhältnis zwischen dem Teilnehmen und dem Beobachten beschreibt. Im Prinzip geht mit dem Einsatz der eigenen Sinne der Auftrag einher, eine räumliche Nähe »zum Feld«⁴ herzustellen; allerdings ist es auch eine wichtige Erkenntnis, wenn einem der Zugang zu einem relevanten Schauplatz verwehrt wird (vgl. Lindner 1981). Darüber hinaus macht es Telekommunikation möglich, manche Sinne auch ohne räumliche Nähe zum Einsatz zu bringen. Von den anderen Besonderheiten des ethnografischen Forschens ist erwähnenswert, dass sich ethnografische Projekte gewöhnlich durch offene Forschungsdesigns auszeichnen und dem Schreiben als (Forschungs-)Prozess und Darstellungsform mitunter ein großer Stellenwert eingeräumt wird. Wie später in diesem Beitrag noch deutlich wird, geht damit die Bereitschaft einher, die Forschenden und ihre Erfahrungen im Text sichtbar zu machen.

Gleichzeitig hat ethnografische Forschung viel mit anderen Formen politik- und sozialwissenschaftlicher Forschung gemeinsam. Dies liegt insbesondere daran, dass die teilnehmende Beobachtung nur eine der drei Säulen des ethnografischen Forschungsprozesses darstellt, zu denen auch noch Interviews und Artefaktanalyse gehören. So wie der Begriff teilnehmende Beobachtung eine große Bandbreite an Aktivitäten abdeckt, bei denen unterschiedlich stark teilgenommen und beobachtet wird, so beschreiben auch die anderen beiden Begriffe ein Spektrum an spezifischeren Methoden, aus dem sich die einzelnen Forschenden bedienen. Beispielsweise sind prinzipiell nicht-standardisierte Interviews ebenso möglich wie die Verwendung von standardisierten Fragebögen. Ganz ähnlich ist die Artefaktanalyse nicht auf die Analyse von Dokumenten beschränkt, sondern kann sich beispielsweise auch mit Videos oder dreidimensionalen Objekten beschäftigen. Das ethnografische Forschen zeichnet sich somit dadurch aus, dass man innerhalb eines Projektes auf mehrere Säulen und Materialien zurückgreift und dabei insbesondere versucht, den Anforderungen der ersten Säule (teilnehmende Beobachtung) gerecht zu werden. Unter anderem durch diese Priorisierung und durch die generelle Zielsetzung, die Lebenswirklichkeit der Personen »im Feld« einzufangen, die ebenfalls mit unterschiedlichen empirischen Materialien konfrontiert sind, unterscheidet sich der ethnografische Zugang zumindest im Ausgangspunkt von denjenigen *mixed-methods*-Ansätzen, deren übergeordnetes Ziel es ist, die Trennlinie zwischen quantitativen und qualitativen Methoden zu überwinden.

Die drei Säulen des ethnografischen Forschens decken das eingangs erwähnte Spektrum von Selbst- und Fremddokumentationen folgendermaßen ab: Während die Artefaktanalyse unter anderem die Selbstdokumentationen der Akteure als Ausgangspunkt nimmt, handelt es sich bei den im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung entstandenen Feldprotokollen – und bei allen anderen Materialien, die da-

4 »Das Feld« wird in Anführungszeichen gesetzt, um darauf zu verweisen, dass es sich nicht unbedingt um eine homogene und eingrenzbare Gruppe mit gemeinsamen Interessen handeln muss (vgl. Eckl 2008: 190).

bei von den Forschenden erstellt werden – um Fremddokumentationen. Interviews liegen in der Mitte des Spektrums, da sie zwar von den Forschenden dokumentiert werden, die Inhalte aber von Forschenden und Interviewten koproduziert werden. Der entscheidende Punkt ist in jedem Falle, dass ethnografisches Forschen zwar großen Wert auf die Produktion von empirischen Materialien legt, die auf den Erfahrungen der Forschenden beruhen, dabei aber gleichzeitig offen dafür bleibt, die Selbstdokumentationen der Akteure mit einzubeziehen.⁵

Diesen Einbezug von heterogenen empirischen Materialien kann man nun einerseits durch die Brille der Triangulation betrachten, die mit dem Bild des Einkreisens oder Umstellens arbeitet. Aus dieser Perspektive ist es sinnvoll, unterschiedliche empirische Materialien einzubeziehen, da jedes »den Gegenstand« von einer anderen Seite beleuchtet. Was an dieser Stelle aber viel mehr interessiert als die Komplementarität ist die Widersprüchlichkeit zwischen den empirischen Materialien, die einem gewöhnlich gleichfalls ins Auge springt und dazu führt, dass man sich unweigerlich fragt, was die einzelnen empirischen Materialien jeweils auszeichnet. Dieser Effekt stellt sich insbesondere deshalb ein, weil der Auswertungsprozess bei ethnografischen Projekten inzwischen stark von Ideen aus der *Grounded Theory* beeinflusst worden ist, deren Methode des konstanten Vergleichs die Forschenden grundsätzlich dazu anhält, – etwas salopp gesprochen – »alles mit allem« zu vergleichen, um die unterschiedlichen Dimensionen und Varianzen der einzelnen Phänomene herauszuarbeiten (vgl. Emerson et al. 2011: 171-199; Gobo 2008: 49-50, 226-258). Wie sich im Folgenden zeigen wird, wirkt sich diese Grundhaltung auch auf den Umgang mit den unterschiedlichen empirischen Materialien aus.⁶

3. Das Aufeinandertreffen unterschiedlicher empirischer Materialien in Forschung und Lehre

Auch wenn man im Prinzip argumentieren könnte, dass ein zentraler Gedanke hinter der teilnehmenden Beobachtung bereits der Verdacht ist, dass Selbstdokumentationen allein irgendwie unzureichend sind, handelt es sich doch eher um einen latenten Hintergedanken, der einem in bestimmten Momenten wieder bewusst wird. Anhand solcher Momente werde ich im Folgenden illustrieren, wie sich das praktische Erleben der Unterschiede zwischen empirischen Materialien darstellt.

Im Rahmen meiner ethnografischen Forschung zu den Schauplätzen der globalen Gesundheitspolitik habe ich 2014 an der jährlich im Mai stattfindenden Weltge-

5 Der vorliegende Beitrag beschränkt sich insofern auf die Gegenüberstellung von Extremfällen, dass die Rolle von beobachtenden Akteuren aus »dem Feld« (z. B. Medien) nicht gesondert diskutiert wird; prinzipiell fallen die von ihnen erstellten Dokumentationen unter die Artefaktanalyse.

6 Barney Glaser (2001: 145-164) diskutiert dies auch selbst, allerdings wird seine Darstellung primär von dem Anliegen geprägt, radikal zwischen Konzeptualisierung und Beschreibung zu trennen.

sundheitsversammlung der Weltgesundheitsorganisation teilgenommen. Als ich Anfang 2016 beim Verfassen eines Konferenzpapiers darüber nachgedacht habe, auf eine bestimmte Sequenz der Ereignisse von damals genauer einzugehen, wollte ich mich nicht nur auf meine Erinnerungen und auf meine Aufzeichnungen verlassen, sondern einige Details auch formal absichern. Dementsprechend habe ich die entscheidende Passage in der offiziellen Dokumentation nachgeschlagen. Die Passage selbst konnte ich finden, allerdings wurden die aus meiner Sicht relevanten Ereignisse überhaupt nicht erwähnt. Dass die Ausschusssitzungen der Weltgesundheitsversammlung als *summary records* (Kurzprotokolle) dokumentiert werden, hatte ich zwar schon vorher gelesen, aber die praktischen Konsequenzen und insbesondere die radikale Selektion, die damit einhergeht, wurden erst so richtig deutlich, als ich diese Selbstdokumentation mit meiner Fremddokumentation verglich.

In diesem Zusammenhang kam mir wieder in den Sinn, dass sich selbst *verbatim records* (Wortprotokolle) als selektiv und unzuverlässig erwiesen hatten, obwohl sie die ausführlichere Art von Sitzungsprotokollen im System der Vereinten Nationen darstellen. Die Situation hatte sich bei der Vorbereitung eines Seminars ergeben, das Diplomatie aus einem ethnografischen Blickwinkel betrachten und daher auf unterschiedliche empirische Materialien zurückgreifen sollte. Um die Teilnehmenden dafür zu sensibilisieren, was alles verloren geht, wenn man sich nur auf die Verschriftlichung der gesprochenen Worte beschränkt, sollte die Videoaufzeichnung einer Sitzung des Weltsicherheitsrates dem dazugehörigen Wortprotokoll gegenüber gestellt werden. Neben den geplanten Ergebnissen, die insbesondere auf den Informationsverlust durch die Beschränkung auf die Textebene abzielten, zeigte sich allerdings zusätzlich, dass das Wortprotokoll in dreierlei Hinsicht *sogar auf der Textebene* vom Video abwich: *Erstens* unterschied sich der im Video gesprochene Text immer wieder und zum Teil relativ stark von seiner gedruckten Version; nicht nur wurden Wörter ergänzt, gelöscht oder ersetzt, sondern es wurden auch ganze Sätze umgestellt. *Zweitens* gab es im Video Sequenzen über mehrere Minuten, die im Wortprotokoll vollkommen fehlten. *Drittens* gab es im Wortprotokoll Abschnitte, die wiederum im Video nicht vorkamen und daher rein fiktiv wirkten (UN Web TV 2011; United Nations 2011).⁷

Selbst wenn manche dieser gravierenden Abweichungen selten vorkommen sollten, bleibt doch festzuhalten, dass bereits durch einen Vergleich von unterschiedlichen Selbstdokumentationen relativ schnell klar wird, dass diese jeweils eine sehr spezifische Version der Ereignisse vermitteln und ihre eigene Variante »der Realität« herstellen. Gleichzeitig ist keine der beiden verwendeten Selbstdokumentationen des Weltsicherheitsrates makellos. *Erstens* sind natürlich auch die Videoaufnahmen äußerst selektiv und bieten beispielsweise immer nur bestimmte Kameraausschnitte an. *Zweitens* kann man beiden Selbstdokumentationen eine ethnografische Darstellung auf der zusätzlichen Grundlage von Interviews und teilnehmender Beobachtung gegenüberstellen, die wiederum betonen würde, dass zentrale Prozes-

7 Der Vergleich erfolgte für die Reden des portugiesischen und des indischen Außenministers.

se ohnehin im Vorfeld bzw. am Rande der formalen Sicherheitsratssitzungen ablaufen (vgl. Schia 2013). Demensprechend lassen sich grundsätzlich zwei Situationen unterscheiden: Situationen, in denen es »zum selben Ereignis« unterschiedliche empirische Materialien gibt (z. B. sowohl eine Videoaufnahme als auch ein Wortprotokoll); und Situationen, in denen die unterschiedlichen empirischen Materialien ganz offensichtlich verschiedene Phasen oder Aspekte beleuchten (z. B. Videoaufzeichnungen öffentlicher Sitzungen im Gegensatz zu Feldprotokollen oder Interviews, die ansonsten undokumentierte Binnenprozesse beleuchten).

Die Diskrepanz zwischen den Binnenprozessen, die sich innerhalb von Organisationen (oder Personengruppen) beobachten lassen, und den Außendarstellungen, die von den Organisationen über sich selbst verbreitet werden, ist wahrscheinlich grundsätzlich eine der beeindruckendsten Erfahrungen, die das ethnografische Forschen immer wieder mit sich bringt. Dass es diese Diskrepanz gibt, ist irgendwie von Anfang an klar, sie aber selbst mitzuerleben und dann nachzuzeichnen, wo genau die Unterschiede im spezifischen Kontext liegen, ist nicht nur bei jedem Einzelfall erneut interessant, sondern bewahrt einen auch vor wenig hilfreichen Allgemeinplätzen wie der Aussage, dass ohnehin immer alles hinter den Kulissen stattfindet. Darüber hinaus wird man gerade durch teilnehmende Beobachtung eher dafür sensibilisiert, dass die Beteiligten mitunter genauso um Informationen ringen wie die Forschenden und sich konstant darüber verständigen (müssen), wie eine Situation zu interpretieren ist. Wenn sie jedoch im Nachhinein (in Interviews) dazu befragt werden, können sie gewöhnlich einen viel kompetenteren Eindruck hinterlassen, als sie ihn im jeweiligen Augenblick gemacht haben. So veränderten manche meiner Gesprächspartner_innen ihre Einschätzungen im Laufe der Zeit (kommentarlos) und ihre Worte passten auch nicht immer zu den Taten, die ich in meinen Feldprotokollen festgehalten hatte oder an die ich mich zu erinnern glaubte. Ein solches Miterleben von Ex-post-Rationalisierungen sowie von (fremden und eigenen) Erinnerungsproblemen gehört zu den Gründen, aus denen Interviews in der ethnografischen Tradition auch kritisch gesehen werden (vgl. Gobo 2008: 190-195).

Dies bringt mich zum Ausgangspunkt dieses Abschnitts zurück, der damit begonnen hatte, dass ich trotz meines Feldprotokolls und trotz meiner eigenen Erinnerungen gerne ein offizielles Dokument gehabt hätte, das meine Version der Geschichte bestätigte. Daran zeigt sich *erstens*, dass man beim ethnografischen Forschen zwar immer wieder auf die Schwächen der Selbstdokumentationen gestoßen wird, dass einem aber auch ständig vor Augen gehalten wird, dass das Festhalten von Ereignissen grundsätzlich eine Herausforderung ist; gerade durch das kontinuierliche Ringen mit der Frage, was man wie ausführlich im Feldprotokoll festhalten soll, wird unweigerlich klar, dass auch die von den Forschenden erstellten Fremddokumentationen kein Allheilmittel sind.⁸ In dem Bedürfnis, auf offizielle Dokumente zurückzugreifen, deutet sich aber *zweitens* auch der herausragende gesellschaftliche

8 An dieser Stelle setzt natürlich auch ein zentraler Kritikpunkt am ethnografischen Forschen an. Aus meiner Sicht muss man die Kritik, dass Ethnografie subjektive und kontingente

Stellenwert an, den Selbstdokumentationen öffentlicher Akteure innehaben, obwohl Ausführlichkeit und deskriptive Präzision offensichtlich nicht immer im Zentrum stehen.

4. Herstellungslogiken von Selbstdokumentationen

Um zu verstehen, aus welcher Perspektive man die omnipräsenten Selbstdokumentationen öffentlicher Akteure betrachten muss, haben sich zwei Texte als besonders hilfreich erwiesen. Harold Garfinkel diskutiert unter dem programmatischen Titel »Gute« organisatorische Gründe für »schlechte« Krankenakten« (Garfinkel [1967] 2000) die Frage, warum die Krankenakten, zu denen er Zugang erhalten hatte, wohl so schlecht geführt wurden. Während am Anfang des Textes der Ärger des außenstehenden Wissenschaftlers über unbrauchbare Krankenakten steht, laufen Garfinkels Überlegungen darauf hinaus, dass die Akten aus der Binnenperspektive sehr wohl ihren Zweck erfüllen. Sie sind zwar scheinbar unsauber ausgefüllt worden, enthalten aber immer noch so viele Informationen, dass man daraus mit dem entsprechenden Kontextwissen einen juristisch belastbaren Behandlungsprozess rekonstruieren kann. Darüber hinaus macht Garfinkel auch deutlich, dass Zeitdruck allein den Zustand der Akten nicht erklären kann, auch wenn Selbstdokumentationen immer einen (zusätzlichen) Arbeitsaufwand darstellen. Die Akten sehen also nicht zufällig so aus, wie sie aussehen, sondern wurden nach rekonstruierbaren Herstellungslogiken angefertigt.

Während Garfinkels Text somit um die Einsicht kreist, dass Klinikakten gleichzeitig gut (aus der Binnenperspektive) und schlecht (aus der Außenperspektive) sein können, macht Iver Neumann (2007) einen ähnlichen Punkt, wenn er in einem inzwischen klassischen Aufsatz darlegt, wie innerhalb des norwegischen Außenministeriums Reden erstellt werden. So zeigt Neumann, dass sich der Herstellungsprozess insbesondere nach internen Organisationsgesichtspunkten richtet, die darauf hinauslaufen, dass alle relevanten Gruppen innerhalb des Ministeriums konsultiert werden. Eine gute Rede ist somit eine Rede, die der Binnenanforderung gerecht wird, das Ministerium am Leben und am Laufen zu erhalten, und nicht eine Rede, die für Außenstehende interessant gestaltet wird. Diesen Umständen schreibt Neumann dann auch die für außenpolitische Reden typische Gleichförmigkeit zu.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen und in Anbetracht meiner eigenen Beobachtungen und Gespräche am Rande diverser Gremiensitzungen lässt sich zunächst festhalten, dass es aus der Perspektive der Akteure durchaus klare – wenn auch manchmal implizite – Vorstellungen von guten Selbstdokumentationen gibt, aber dass aus ihrer Sicht oft andere, praktischere Probleme gelöst werden müssen

Fremddokumentationen produzieren könnte, zwar ernst nehmen; ich sehe im Hadern mit den eigenen Beobachtungen und mit ihrer Dokumentation aber auch eine Möglichkeit zur (Selbst-)Reflexion und zu einer kritischen Auseinandersetzung mit allen empirischen Materialien.

als die Probleme, die aus wissenschaftlicher Sicht im Vordergrund stehen. So wird insbesondere an Garfinkels Überlegungen deutlich, dass Selbstdokumentationen einerseits als eine wertvolle Ressource dienen können – da man sich darauf berufen kann –, dass sie andererseits aber auch eine Gefahr darstellen – da sie gegen einen verwendet werden können. Mir selbst wiederum ist immer wieder aufgefallen, welch immenser Aufwand hinter den Selbstdokumentationen steckt; er zeigt sich bereits an dem umfangreichen Personal vor Ort, das mit dieser Aufgabe betraut ist, und er ist manchmal auch als finanzielles Problem explizites Thema innerhalb der Gremien, die dokumentiert werden sollen. Dieser Aspekt läuft letztlich darauf hinaus, dass es sich nicht nur aus der Sicht von Klinikpersonal, sondern auch aus der Sicht von politischen Akteuren bei den Selbstdokumentationen um eine ambivalente Bürde und um einen Kostenfaktor handelt.

Die Frage, warum die Selbstdokumentationen trotz der Kosten erstellt werden, lenkt die Aufmerksamkeit wiederum auf einen Aspekt, den ich eingangs kurz erwähnt habe, der aber so selbstverständlich ist, dass man ihn leicht aus den Augen verlieren kann. Zwar gibt es die Erwartungshaltung, dass öffentliche Akteure große Mengen an Selbstdokumentationen erstellen. Das ist aber keine freiwillige Dienstleistung (an die Wissenschaft), sondern die Konsequenz einer rechtlichen (Selbst-)Verpflichtung, die im Falle von Gremien gewöhnlich auch explizit in der Geschäftsordnung festgehalten wird. Diese rechtliche Verpflichtung lässt zwar einen Umsetzungsspielraum, allerdings hilft – wie schon bei den Krankenhausakten – eine juristische Perspektive dabei zu verstehen, unter welchem Gesichtspunkt die Selbstdokumentationen gewöhnlich betrachtet werden. Aus einer juristischen Perspektive geht es weniger um eine detaillierte als vielmehr um eine rechtlich verbindliche Darstellung. Dies erklärt auch die aus einer wissenschaftlichen Sicht etwas merkwürdige Praxis, dass den Akteuren mitunter die Möglichkeit gegeben wird, auf die eine oder andere Art Einfluss auf das Sitzungsprotokoll zu nehmen (vgl. Sabel 2006: 400-407). Was hierbei am ehesten entsteht ist somit ein Dokument, auf dessen Darstellung »der Realität« sich alle Beteiligten einigen konnten und das – ähnlich wie die Krankenakten – darlegt, dass alles vorschriftsgemäß abgelaufen ist. Der Auftrag Verbindlichkeit herzustellen, wirkt wiederum als der spezifische Filter, der es ermöglicht, zwischen wichtigen und unwichtigen Details zu unterscheiden, und im Falle der von mir beobachteten Ausschusssitzung haben offensichtlich gerade die Dinge nicht dazugehört, auf die mein Forschungsinteresse gestoßen wäre.

5. Schlussfolgerungen

Im vorliegenden Forumsbeitrag habe ich einen Punkt hervorgehoben, der einem zwar latent klar ist, den man aber schnell vergessen kann und dessen praktische Konsequenzen mitunter weitreichend sein können: Jedes empirische Material folgt seiner eigenen Herstellungslogik und erzählt seine eigene Geschichte »der Realität«. Ein besonderes Augenmerk lag dabei auf den Selbstdokumentationen öffentli-

cher Akteure und hierbei wiederum auf Sitzungsprotokollen im System der Vereinten Nationen. Auch wenn zu erwarten ist, dass sich die Selbstdokumentationen der einzelnen Akteure in wichtigen Details unterscheiden (und dass sie sich im Laufe der Zeit wandeln), kann man verallgemeinernd doch festhalten, dass sich die Vorstellungen der Akteure von »guten« Dokumenten nicht immer mit den Vorstellungen der Forschenden überschneiden und dass empirische Materialien auch dann unergiebig oder irreführend sein können, wenn sie nicht durch bewusste Manipulation verfälscht worden sind. Insbesondere die Aufgabe, die verbindliche oder autoritative Version der Ereignisse festzuhalten und dabei die Kosten in Grenzen zu halten, stellt eine spezifische praktische Herausforderung für die damit betrauten Personen dar.

Wie eingangs erwähnt wurde, lässt sich Politikwissenschaft im Prinzip problemlos als klassische Lehnstuhlwissenschaft betreiben und das ist auch mit diversen Vorteilen verbunden. Nichtsdestotrotz ist es wichtig, die ausführlichen ontologischen und epistemologischen Debatten um forschungspraktische Reflexionen zu ergänzen. Aus der hier vorgestellten ethnografischen Perspektive wäre es *erstens* sinnvoll, generell das Thema der unterschiedlichen empirischen Materialien aufzuwerten und dadurch nicht nur von der Fixierung auf (Text-)Dokumente abzukommen, sondern auch vergleichend die Besonderheiten der jeweiligen Materialien in Augenschein zu nehmen. Darauf aufbauend könnte man *zweitens* in den unterschiedlichen Politikfeldern und für die verschiedenen relevanten Akteure genauer der Frage nachgehen, welche Arten von Selbstdokumentationen sie konkret hervorbringen. Beispielsweise untersuche ich gerade die Herstellungslogiken der für meine Arbeit relevanten *summary records* der Weltgesundheitsversammlung als höchstes Entscheidungsgremium der Weltgesundheitsorganisation; es zeichnet sich ab, dass die internen Transkriptions- und Kürzungsvorgaben dazu führen, dass die Diskussionen am Ende rationaler und pointierter erscheinen als sie eigentlich waren. In einem anderen Kontext wurde ich Zeuge von erheblichen internen Konflikten, während die Außendarstellungen einseitig positiv ausfielen; hier hat die Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremddokumentationen einen wichtigen Zugang zum Politikfeld geliefert, denn der Druck, mit einer Stimme zu sprechen, der in den Selbstdokumentationen zum Ausdruck kommt, erwies sich auch als einer der sozialen Mechanismen, der dazu führt, dass sich bestimmte technisch-biomedizinische Lösungsvorschläge durchsetzen und als alternativlos erscheinen, obwohl sie unter Expert_innen umstritten sind (Eckl 2017).

Bei der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen empirischen Materialien könnte man auch auf Ideen aus der Geschichtswissenschaft zurückgreifen (vgl. Borowsky et al. 1989: 120-176) und daran anschließend eine Art politik- oder sozialwissenschaftliche Quellenkritik entwickeln, welche die angesprochenen Themen nicht am Rande belässt, sondern ins Zentrum rückt. So wie Historiker_innen die *res gestae* (dt.: »Meine Taten«) des römischen Kaisers Augustus nicht wörtlich verstehen und als möglichst realitätsnahen »Tatenbericht« lesen würden, sollte man auch die Selbstdokumentationen von um Aufmerksamkeit und Erfolg wetteifernden Internationalen Organisationen (und anderen Akteuren) nicht als uneingeschränkt zu-

verlässige Quellen einstufen. Andererseits können sie uns viel darüber sagen, wie sich die Organisationen selbst gerne sehen würden.

Literatur

- Borowsky, Peter/Vogel, Barbara/Wunder, Heide 1989: Einführung in die Geschichtswissenschaft I. Grundprobleme, Arbeitsorganisation, Hilfsmittel, 5., überarb. und akt. Auflage, Opladen.
- Curry, James 2017: In-depth Qualitative Research and the Study of American Political Institutions, in: PS: Political Science & Politics 50: 1, 114-120.
- Eckl, Julian 2008: Responsible Scholarship after Leaving the Veranda: Normative Issues Faced by Field Researchers – and Armchair Scientists, in: International Political Sociology 2: 3, 185-203.
- Eckl, Julian 2017: The Social Lives of Global Policies against Malaria: Conceptual Considerations, Past Experiences, and Current Issues, in: Medical Anthropology 36: 5, 422-435.
- Emerson, Robert/Fretz, Rachel/Shaw, Linda 2011: Writing Ethnographic Fieldnotes, 2. Auflage, Chicago, IL.
- Garfinkel, Harold [1967] 2000: »Gute« organisatorische Gründe für »schlechte« Krankenakten, in: System Familie 13: 3, 111-122.
- Glaser, Barney 2001: The Grounded Theory Perspective. Conceptualization Contrasted with Description, Mill Valley, CA.
- Gobo, Giampietro 2008: Doing Ethnography, London.
- Knecht, Sebastian/Debre, Maria J. 2018: Die »digitale IO«: Chancen und Risiken von Online-Daten für die Forschung zu Internationalen Organisationen, in: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 25: 1, 175-188.
- Lindner, Rolf 1981: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß, in: Zeitschrift für Volkskunde 77: 1, 51-66.
- Neumann, Iver 2007: »A Speech That the Entire Ministry May Stand for« or: Why Diplomats Never Produce Anything New, in: International Political Sociology 1: 2, 183-200.
- Sabel, Robbie 2006: Procedure at International Conferences. A Study of the Rules of Procedure at the UN and at Inter-governmental Conferences, 2. Auflage, Cambridge.
- Schatz, Edward (Hrsg.) 2009: Political Ethnography: What Immersion Contributes to the Study of Power, Chicago, IL.
- Schatz, Edward 2017: Disciplines That Forget: Political Science and Ethnography, in: PS: Political Science & Politics 50: 1, 135-138.
- Schia, Niels 2013: Being Part of the Parade – »Going Native« in the United Nations Security Council, in: PoLAR: Political and Legal Anthropology Review 36: 1, 138-156.
- Schlichte, Klaus 2018: Warum Zahlen nicht reichen. Plädoyer für eine erweiterte Erfassung der Internationalen Beziehungen, in: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 25: 1, 154-164.
- Schwartz-Shea, Peregrine/Majic, Samantha 2017: Introduction, in: PS: Political Science & Politics 50: 1, 97-102.
- United Nations (UN) 2011: Security Council, 66th Year: 6479th Meeting, Friday, 11 February 2011, New York, <http://repository.un.org/handle/11176/14981>; 14.2.2018.
- UN Web TV 2011: Security Council Meeting: The Interdependence between Security and Development (Part 1), <http://webtv.un.org/watch/security-council-meeting-the-interdependence-between-security-and-development-part-1/5239524791001>; 14.2.2018.